

Karl Eibl

Ist Literaturwissenschaft als Erfahrungswissenschaft möglich?

Mit einigen Anmerkungen zur Wissenschaftsphilosophie
des Wiener Kreises

Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu

John Locke

nisi intellectus ipse

G. W. Leibniz

In der Zeitung, hinter der immer ein kluger Kopf steckt, war jüngst der Satz zu lesen: »Die Empirie der Erfahrung zeigt:«¹ Der Lapsus, wenn er denn einer ist, bestätigt die Erfahrung (Empirie?) des Kolloquiums, dass der Begriff der Empirie zumindest mehrdeutig ist. Das hat er nun freilich mit allen bildungssprachlichen Abstraktionen gemein. Sie sind, wie Otto Neurath formulierte, Bedeutungs-»Ballungen« (»cluster concepts«). Kunst, Dichtung – Freiheit, Friede, Fortschritt – Liebe, Treue, Würde – Theorie, Hypothese, Beweis, Wahrheit, Idee usw.: Alle diese Wörter brauchen, um leidlich bedeutungsfest zu sein, Kontexte, durch die sie näher bestimmt werden. Dann kommt man meistens ganz gut mit ihnen zurecht. Die institutionell am weitesten vorgetriebene Kontextfestlegung ist die Fachwissenschaft, die in Handbüchern und Einführungskursen mehr oder weniger erfolgreich dekretiert, was die Wörter zu bedeuten haben. Je rigider allerdings solche Festlegungen betrieben werden, desto schwerer wird die Verständigung mit der Welt »draußen«. Angehende Soziologen oder Psychologen z. B. lernen im Grundstudium, was »empirische Methoden« sind, und haben Probleme, sie in der Physik oder der Biologie wiederzuerkennen. Ein »Beweis« ist in der Mathematik etwas anderes als in der Rechtsprechung, Theorie im Sinne Poppers etwas anderes als die zeitweise in den USA gängige »Theory«.

¹ FAZ, 27. 12. 2010 (Nr. 301), 23.

I. Spiegelung Gottes: Spekulation

Die Bedeutungsverwandtschaft solcher Homonyme ist zumeist historisch rekonstruierbar, und oft verbirgt sich hinter ihnen ein identifizierbarer Problemkomplex. So scheint es mir jedenfalls beim Gebrauch des Wortes ›Empirie‹ zu sein. Ich will mich dem Problem vom Gegenbegriff her nähern. Das ist heute in aller Regel der Begriff der Spekulation. Und gleichfalls in aller Regel ist dieser Begriff abwertend gemeint. Zumindest ist Spekulation gekennzeichnet als Reden über Unbewiesenes und Unbeweisbares, als Proliferation von Hypothesen, die keiner Prüfung unterworfen werden können, vielleicht sogar als haltloses Geschwätz, auf jeden Fall aber als vorläufige Überlegung, die zur Gültigkeit der empirischen Bestätigung bedarf. So war das nicht immer. Die Philosophie des deutschen Idealismus war noch einmal eine große Renaissance der Spekulation. Für Hegel war »Spekulative Philosophie [...] das Bewußtsein der Idee, so daß alles als Idee aufgefaßt wird; die Idee aber ist das Wahre in Gedanken, nicht als bloße Anschauung oder Vorstellung.«² Schelling betrieb 1800/01 eine »Zeitschrift für spekulative Physik«. In der ersten, programmatischen ›Rezension‹ oder Paraphrase von Schriften Schellings durch seinen Schüler Heinrich Steffens wird dieser Begriff in der Gegenüberstellung zur empirischen Physik geklärt: Der Empiriker sei einer, »der in der Natur *Thatsachen* sammelte«, wohingegen die wahre Wissenschaft sich am »Urgesetz« orientiere.

Nur was aus jenem Gesetze als nothwendig sich ableiten ließe, könnte in die Theorie aufgenommen werden. Diese Ansicht der Natur würde – einmahl befestigt – die einzig wahre seyn. Alle sogenannte Theorie der Empiriker würde nur Ahndung, nur Muthmaaßung seyn, die, durch nichts gesichert, Irrthum so leicht wie die Wahrheit hervorbringen könnte Denn Nothwendigkeit, und diese allein, trägt den unvertilgbaren Stempel der Wahrheit. [...] Wie finden wir jenes Urgesetz der Natur? – ist die erste Frage. Es kann aus der Natur selbst nicht herausgehoben werden, es muß eine höhere Sanction, als die der Erfahrung haben; denn es soll nothwendig aus dem Begriff einer Natur überhaupt entspringen und kann also nur durch Speculation gefunden werden.³

Wohlwollende Beurteiler können das als eine etwas krause Formulierung der Auffassung lesen, dass Tatsachen uns immer nur im Lichte von Theo-

² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke, hg. von Eva Moldenhauer & Karl Markus Michel, Bd. 16: Vorlesungen über die Philosophie der Religion I, Frankfurt/M. 1986, 30.

³ Heinrich Steffens: Recension der neuern naturphilosophischen Schriften des Herausgebers [Friedrich Wilhelm Joseph Schelling], in: Zeitschrift für spekulative Physik 1 (1800), H. 1, 1-48, H. 2, 88-121, hier H. 1, 5-7; online verfügbar auf <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/zsspekulativephys/zsspekulativephys.htm>.

rien erscheinen; da wäre dann Schelling ein früher Popper. Weniger wohlwollende werden den Kopf schütteln und sich fragen, wie weit man wohl mit »dem Begriff einer Natur überhaupt« kommen kann, ohne sich mit »Thatsachen« abzugeben. Tatsächlich aber handelt es sich um einen sehr verführerischen Denktypus. Denn wenn Schelling/Steffens sagen, dass die Theorie der Empiriker »nur Ahndung, nur Muthmaaßung« sei, dann formulieren sie abwertend, was in späterer Wissenschaftstheorie deskriptiv, wenn nicht sogar positiv konnotiert als »Fallibilismus« vertreten wird: dass nämlich empirische Wissenschaften zwar unser Wissen *verbessern* können, aber niemals *sichere* Ergebnisse liefern. Wenn man hingegen die »Nothwendigkeit« zum alleinigen »Stempel der Wahrheit« erklärt, nimmt man die Beweissicherheit der Formalwissenschaften, also der Mathematik und der formalen Logik, zum Maßstab. Ein »Urgesetz« zu postulieren und nur solche Fakten zuzulassen, die aus diesem Urgesetz »nothwendig sich ableiten« lassen, ist dann ein durchaus erfolgversprechendes Verfahren. Es führt zu lauter Aussagen, die wegen ihres tautologischen Charakters ebenso sicher wie inhaltsleer sind. Der Verführungskraft dieses Denktypus erliegen Geisteswissenschaftler immer wieder, denn er verspricht so etwas wie Unfehlbarkeit.

Die Methode solcher Wissenschaft soll also die »Spekulation« sein. Das Wort wird von *speculari*, spähen, beobachten, oder von *speculum*, Spiegel, abgeleitet. Es gibt sogar eine Bibelstelle, die das seit alten Zeiten beglaubigt und festigt, nämlich 2. Kor. 3,18: »Nos vero omnes revelata facie gloriam Domini speculantes, in eandem imaginem transformamur a claritate in claritatem tamquam a Domini Spiritu.« »Wir alle spiegeln mit enthülltem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn.« 1. Kor. 13,12 konnte ergänzend herangezogen werden für die Aufnahme platonisch-neuplatonischen Gedankengutes: »Videmus nunc per speculum in enigmate tunc autem facie ad faciem nunc cognosco ex parte tunc autem cognoscam sicut et cognitus sum.« »Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.«

Spekulation konnte in der frühchristlichen und mittelalterlichen Deutung also als Spiegelung Gottes im Menschen oder auch in der vom Menschen wahrgenommenen Natur konzipiert werden, und so konnte man bei entsprechender religiöser Einstellung natürlich auch später eine göttliche Wahrheitsgarantie für nichtempirisches, apriorisches »Wissen« in Anspruch nehmen. Wenn die klar und deutlich erkannten »eingeborenen Ideen« nicht

wahr wären, so meinte z. B. Descartes, wäre Gott ein Betrüger! Ohne die Wahrheitsgarantie ›Gott‹ (oder eine Ersatzinstanz wie die platonische Anamnesis) kommt dieser Gedanke zwar nicht aus. Aber gerade dadurch hat er so hohes Ansehen und so hohe Erklärungskraft; denn mit seiner Hilfe kann das, was wir Erkenntnis nennen, nicht nur *erklärt*, sondern auch *gerechtfertigt* werden.

Nun wird man die Existenz solchen apriorischen Wissens auch aus dem Gesichtspunkt moderner Wissenschaft nicht leugnen können. Aber schon Francis Bacon sah in ihm nicht Offenbarungen Gottes, sondern ›Idole‹, angeborene und erworbene Vorurteile, die den Erkenntnisprozess eher behindern. Seit 150 Jahren stehen überdies andere, irdischere Erklärungen für die Herkunft des apriorischen Wissens zur Verfügung: Es ist teils Produkt der Stammesgeschichte, teils Produkt der überindividuellen sprachlichen Konservierung von Erfahrungen, es besteht also aus Quasi-Selbstverständlichkeiten, die uns genetisch oder durch Sozialisation eingepflanzt wurden. Freilich fallen damit Erklärung und Rechtfertigung auseinander: Die ›eingeborenen‹ Ideen sind zwar nicht völlig absurd, sondern haben als Produkte phylogenetischer und kollektiver Erfahrung einige evolutionäre und historische Bewährung hinter sich. Aber sie sind keineswegs durch ihre Herkunft als ›wahr‹ und unfehlbar *gerechtfertigt*, sondern sie sind fallibel und kritikbedürftig. Wer sich allein auf sie verlässt, kann zwar die erbaulichen Effekte konsensuell-affirmativer Rede für seine Äußerungen verbuchen (oder auch Leute aufeinander hetzen), aber er scheidet aus dem Forschungsprozess aus. Die ›reine Vernunft‹ bedarf der Kritik und Ergänzung durch Erfahrung. Das hätten die deutschen Idealisten schon von Kant lernen können. Aber statt auf die *Kritik der reinen Vernunft* beriefen sie sich lieber auf die *Kritik der praktischen Vernunft*, die ihnen mit der Rehabilitierung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit das Weiterspinnen ihrer Theologumena ermöglichte.⁴

⁴ Die Unterscheidung von empirischer Psychologie und rationaler (d. h. apriori aus Prinzipien deduzierender) Psychologie findet sich wohl erstmals bei Christian Wolff gleich mit Niederschlag in zwei Büchern, *Psychologia Empirica* (1728) und *Psychologia Rationalis sive Logica* (1732). Später entsteht auf relativ breiter Front das Projekt einer ›Erfahrungseelenkunde‹. Hervorzuheben ist des Kantianers Carl Christian Erhard Schmid *Empirische Psychologie* (Jena 1791), der die »reine Wissenschaft«, die apriori verfährt, von der »empirischen Wissenschaft« unterscheidet, die ganz andere Geisteskräfte fordert. Die »reine« oder »strenge« Wissenschaft (so heißt auch bei ihm noch die Philosophie) fordere vom Denker nur, aus den obersten Prinzipien die Merkmale herauszulösen, sie »auf Erfahrungsgegenstände, die er zuvor nach Klassen geordnet haben muss, methodisch [zu] beziehen«, und so bilde sich der »Keim seines Grundsatzes [...] aus dem zufließenden Nahrungsstoffe wie von selbst unter seinen bildenden Händen zum geründeten und organischen Ganzen« (IVf.),

Die Verführungskraft des idealistischen Denktypus⁵ wirkt auch noch im 21. Jahrhundert, und zwar nicht nur bei den Exponenten von ›Letztbegründung‹ und ›Unhintergebarkeit‹,⁶ sondern auch bei manchen Vertretern der sogenannten ›analytischen‹ Philosophie. Dieser Begriff ist ohnedies ein sehr breiter Deckel, unter den vieles Verschiedenes passt, unter anderem auch eine seltsame Art aprioristischer Rechthaberei. Ein Beispiel: Zu einem philosophischen Bestseller scheint die kritische Auseinandersetzung mit einigen Tendenzen der Hirnforschung zu werden, die M. R. Bennett und P. M. S. Hacker unter dem Titel von *Philosophical Foundations of Neuroscience* geben.⁷ Im Wesentlichen geht es um eine Kritik des Sprach-, insbesondere des Metapherngebrauchs. Auch mir läge sehr an einem sorgsameren Umgang mancher Biologen und Neurophysiologen mit Metaphern und vor allem anthropomorphisierenden Hypostasierungen, und zwar einfach deshalb, weil sie oft ebenso einleuchtend wie missverständlich sind. Bennett/Hacker bekennen sich zur analytischen Philosophie, aber sie gehören allem Anschein nach zu deren idealistischem Flügel, der nur die Sprache anderer Leute kritisiert, doch auf die eigene als verlässliche Wahrheitsquelle vertraut. Sie unterscheiden zwischen »philosophical problems about the a priori nature of things« und »scientific problems about the empirical characteristics of things and their explanation«.⁸ Mit empirischen Hypothesen haben sie nichts zu tun, wie sie betonen, sondern sie operieren mit einem apriorischen Wissen. Wie einst Schelling. Sie sprechen allerdings nicht von Gott oder der Anamnesis, sondern »nur von der richtigen Sprache. Diese beruht angeblich auf dem, »what competent speakers, using words correctly, do and do not

wohingegen für den Empiriker »keine reinen Principien« (VI) bereitlagen. Die Prinzipien des »Naturforschers der Seele« (IX) müssen »aus dem ganzen unübersehbaren Reichthume von Einzelheiten und Besonderheiten abstrahirend gesucht und gefunden« werden usw. (VI). – Siehe auch Jörn Garber & Heinz Thoma (Hg.): Zwischen Empirisierung und Konstruktionsleistung. Anthropologie im 18. Jahrhundert, Berlin 2004, sowie Georg Eckardt, Matthias John, Temilo van Zantwijk & Paul Ziche: Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Die Wissenschaft vom Menschen zwischen Physiologie und Philosophie, Köln 2001.

⁵ Ich verwende das Wort ›Idealismus‹ im Sinne des *erkenntnistheoretischen* Idealismus. Der *ethische* Idealismus gehört in einen anderen Zusammenhang.

⁶ Zum Begründungsproblem siehe noch immer Hans Albert: Traktat über kritische Vernunft, Tübingen 51991.

⁷ Maxwell R. Bennett & Peter M. S. Hacker: *Philosophical Foundations of Neuroscience*, Malsden, Oxford & Carlton 2003.

⁸ Ebd., 399.

say«⁹ und das heißt letztlich: auf der Sprachkompetenz der Autoritäten Bennett und Hacker, die durch die Erhebung zum Apriori von aller Kritik freigestellt wird. Freilich, in der säkularisierten Welt moderner Wissenschaft fehlt für solch klerikalen Anspruch jede Legitimation.

Gleichfalls mit dem Problem einer apriorischen Ordnung in einer säkularisierten Wissenschaftswelt hat ein Verfahren zu kämpfen, das ich das Linnésche Verfahren der Klassifizierung nenne. Spuren dieses Verfahrens, einer Art von Modell-Platonismus,¹⁰ finden sich bei Vertretern des Strukturalismus, der analytischen Philosophie und neuerdings der Kognitionswissenschaften, ohne dass eine dieser Richtungen damit identifiziert werden könnte. Deshalb meine Benennung nach dem Stammvater Linné. Hauptmotiv des Verfahrens ist der berechtigte Wunsch einer konsistenten Klassenbildung zur verlässlichen Beschreibung eines Gegenstandsbereichs. Carl von Linné entwarf zu diesem Zweck ein System der Natur, in dem die Pflanzen und Tiere nach Merkmalen geordnet wurden. Doch war für die Merkmale keine Begründung zu finden, die uns heute befriedigen würde. Linné war, wie man heute sagen würde, ein Anhänger des intelligent design (wie die meisten Naturforscher jener Zeit). Er »las« die Natur als Botschaft Gottes. In der »Operis ratio« seiner *Genera plantarum* erklärt er, wie man die Teile jeder Pflanze mittels des Alphabets »liest«, vom ersten Buchstaben, der Blüte, bis zum 26., dem Fruchtknoten; »has inscripsit Conditor.«¹¹ So fand er die »natürliche« Ordnung der Pflanzen, die späteren Forschern freilich sehr willkürlich und »künstlich« vorkommen musste. Sie versuchten deshalb (und sind bis heute damit beschäftigt), ein tatsächlich »natürliches«, d. h. auf den biologischen Stammbäumen beruhendes System zu schaffen. Vor ähnlichen Aufgaben stehen wir auch, wenn wir die kognitive Grundausstattung des Menschen erforschen wollen. Klassifikationen erleichtern zwar das Leben. Das Alphabet als Ordnungsprinzip von Lexika z. B. ist uns unentbehrlich

⁹ Ebd., 400.

¹⁰ Den Begriff hat Hans Albert: Modell-Platonismus. Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens in kritischer Beleuchtung, in: Ernst Topitsch (Hg.): Logik der Sozialwissenschaften, Köln & Berlin 1970, 406-434, in der Auseinandersetzung mit entsprechenden Tendenzen der Nationalökonomie geprägt. Als Perspektive für eine Überwindung des tautologischen Charakters sah er die Öffnung zur Soziologie. – Es wäre schon viel erreicht, wenn man nicht alles, was mit Allgemeinbegriffen operiert, als Theorie bezeichnete, sondern sich zu einer Unterscheidung von Theorie und Modell entschließen könnte: Theorie als Aussage über geprüftes Wissen, Modell als heuristisches Instrument.

¹¹ Carolus Linnaeus: *Genera Plantarum*. Eurumque Characteres naturales usw. Editio secunda, Parisiis 1743, VII; online verfügbar auf <http://books.google.de/books?id=tX0ZAAAAAAJ>.

geworden. Aber als Garanten der Wahrheit reichen sie nur dann aus, wenn wir sie als Teil eines göttlichen Verweisungszusammenhanges behandeln. Das können wir nicht, zumindest nicht im Regelsystem neuzeitlicher Wissenschaft.

II. Verifikation und Referenz

Wenn man unter Empirie den Wissensgewinn durch Beobachtung versteht, dann hatten die philologischen Wissenschaften schon lange eine empirische Komponente. Wie z. B. soll man brauchbare Wörterbücher oder Grammatiken schaffen ohne Empirie? Selbst die Theologie, soweit sie historisch kontingente Elemente und Offenbarungselemente der Bibel zu unterscheiden versuchte, tendierte zur Empirie. Ein früher Höhepunkt solcher Empirisierung war ein Unternehmen des Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis: Er initiierte eine Expedition, die 1761 an die hundert von Michaelis gesammelte Fragen in den Vorderen Orient mitnahm; Michaelis wollte damit die historische Realität der biblischen Erzählungen erforschen.¹² Insofern hatte die Empirie bei allem Aufwand – nur einer der sechs Expeditionsteilnehmer kam lebend zurück – allerdings nur dienende Funktion. Denn sie sollte nur den Offenbarungstext freilegen. Ähnliche Funktion hatte die Empirie bei den textkritischen Unternehmungen der klassischen Philologen und dann auch der Germanisten. Es galt den Wortlaut von Verderbnissen zu reinigen. Dieser selbst jedoch sollte dann idealerweise in seiner Reinheit einfach vernommen werden können.

Der älteste Diskussionskreis, in dem das Projekt einer Empirisierung der Geisteswissenschaften und namentlich der Philosophie ausführlich und mit Folgen bis in die Gegenwart diskutiert wurde, war der ›Wiener Kreis‹.¹³ Auf

¹² Wolfgang Grieb: Durchs glückliche Arabien, in: Die Zeit, 20.12.2006 (Nr. 52); online verfügbar auf <http://www.zeit.de/2006/52/A-Niebuhr>.

¹³ Texte: Michael Stöltzner & Thomas Uebel (Hg.): Wiener Kreis. Texte zur Wissenschaftlichen Weltauffassung von Rudolf Carnap, Otto Neurath, Moritz Schlick, Philipp Frank, Hans Hahn, Karl Menger, Edgar Zilsel und Gustav Bergmann, Hamburg 2006. Klassische Darstellung: Victor Kraft: Der Wiener Kreis. Der Ursprung des Neopositivismus, Wien & New York 31997. Ferner: Friedrich Stadler: Studien zum Wiener Kreis, Frankfurt/M. 1997. Das Bild des ›Wiener Kreises‹ wurde im deutschen philosophischen Milieu maßgeblich durch die Frankfurter Schule geprägt. Dazu zurechtrückend: Hans-Joachim Dahms: Positivismusstreit. Die Auseinandersetzung der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus, Frankfurt/M. 1994.

ihn werde ich mich jetzt immer wieder einmal beziehen, nicht weil er bis heute gültige Resultate hervorgebracht hätte, sondern weil seine Problemerkennung bedenkenswert ist. Die gedankliche Ausrichtung dieses Kreises junger Wissenschaftler, die ihren ersten umfassenden Ausdruck in einem Manifest von 1929 fand,¹⁴ wird als »Logischer Empirismus« oder »Neopositivismus« oder »Logischer Positivismus« oder als »Wissenschaftliche Weltauffassung« bezeichnet. Ich will hier kein historisch gültiges und schon gar kein vollständiges Portrait des »Kreises« geben, sondern mich auf einige Probleme konzentrieren, die teils im »Kreis« selbst angesprochen wurden, teils aber auch bei den Stellungnahmen von Kritikern sichtbar werden, vor allem das Problem der Referenz (der empirischen »Verifikation«) und das Problem der Wissensvernetzung (der empirischen »Basis«).

Zu den grundlegenden Prinzipien des Wiener Kreises gehört ein von Ludwig Wittgenstein 1929 gesprächsweise geäußertes Satz: »Der Sinn des Satzes ist seine Verifikation.«¹⁵ Das war das sogenannte empiristische Sinnkriterium. Mit ihm sollte eine Grenze zwischen Wissenschaft und Metaphysik gezogen werden. Metaphysik wäre demnach sinnlos. Doch schon die »Wiener« sahen sehr schnell, dass man mit diesem Sinnkriterium Schiffbruch erleiden musste. Die All-Sätze der Naturwissenschaften (»Alles Kupfer leitet Elektrizität«) waren nach diesem Kriterium ebenfalls sinnlos. Denn man kann ihre Wahrheit nicht mit Sicherheit durch irgendeine Reihe von Beobachtungen beweisen. Man kann nur feststellen, dass sie in allen bisherigen Beobachtungen zutrafen. Nicht ganz so drastisch ist die Unzulänglichkeit bei historischen Aussagen über fern Vergangenes. Aber auch hier ist Sicherheit nicht zu erreichen, sondern nur Wahrscheinlichkeit. Deshalb spielte sich die Debatte auf eine mildere Variante des Kriteriums ein. Es lautete nun, dass irgendwelche Beobachtungen relevant sein sollten, um die Wahrheit oder Falschheit einer Aussage festzustellen.¹⁶ Dies und vor allem die praktischen Beispiele, etwa Carnaps sprachkritische Untersuchungen, führten zu einer (von Kritikern zu wenig beachteten) Verschiebung der Verifizierbar-

¹⁴ Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis [1929], hg. vom Verein Ernst Mach [federführend Hans Hahn, Otto Neurath, Rudolf Carnap], in: Stöltzner/Uebel 2006: Wiener Kreis (wie Anm. 13), 5-29.

¹⁵ Werkausgabe in 8 Bänden, Bd. 3: Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche, aufgezeichnet von Friedrich Waismann. Aus dem Nachlass hg. von Brian F. McGuinness, Frankfurt/M. 1984, 47 (22. Dezember 1929, Gespräch bei Schlick). Ferner: »Der Sinn eines Satzes ist die Methode seiner Verifikation« (ebd., 79).

¹⁶ Die Formulierung lehnt sich an Alfred Jules Ayer: Sprache, Wahrheit und Logik [1935], Stuttgart 1970, 48, an. Natürlich ist sie schon sozusagen unterwegs zu Popper.

keitsforderung. Es ging nicht mehr – oder nicht nur – um die Verifizierbarkeit von *Sätzen*, sondern um die Referenzleistungen von *Wörtern*. Ein Satz wie »Katzen haben drei Schwänze«, ist ja nicht sinnlos, sondern einfach falsch (aber sehr wohl prüfbar, und unter bestimmten Kontextbedingungen, etwa in literarischen Fiktionen, sogar »richtig«). Ein metaphysischer Satz wie »Der Urgrund nichtet das Sein« hingegen kann weder richtig noch falsch sein; er ist nicht verifizierbar, weil seine *Wörter* keine sprachexterne Referenz aufweisen.

Ernst Topitsch hat für Wörter oder Sätze, die zwar gut klingen, auch mit Werten besetzt sind, sogar Handlungen anleiten können, aber keine nachvollziehbare Referenz besitzen, den Begriff der Leerformel geprägt.¹⁷ In der Literaturwissenschaft sind solche Leerformeln nicht so offensichtlich wie in Teilen der Philosophie (oder gar der politischen Propaganda); denn wir haben es immerhin mit leidlich abgrenzbaren Gegenständen zu tun, es erscheinen Autorennamen, Werktitel, Raum- und Zeitangaben usw. Doch kann man immer wieder feststellen, dass die Zielpunkte der Argumentation bei den jeweils gängigen Parolen,¹⁸ großen Deutungsworten und Letztbegriffen mit extremer Weite und Vagheit liegen, vom Scherer'schen »System nationaler Ethik« über die »Geworfenheit« bis zur »Wissenspoetik«. Doch auch kleinere Zielpunkte der Deutung können schnell erreicht werden, wenn man Begriffe durch entsprechende Manipulationen mit Bedeutungsgehalt »anreichert«, d. h. ambiguisiert und leer macht. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit will ich einige Methoden solcher Entleerung nennen, die mir in letzter Zeit aufgefallen sind:

- *Hemmungslose Metaphorisationen und Symbolisierungen*, durch die jeder Text sogleich einen zweiten Sinn bekommt. Bekannt sind die psychoanalytischen Symboldeutungen, aber deren Diskreditierung hat dazu geführt,

¹⁷ Z. B. Ernst Topitsch: Über Leerformeln, in: ders. (Hg.): Probleme der Wissenschaftstheorie. Festschrift für Victor Kraft, Wien 1960, 233-264.

¹⁸ Pierer's Universal-Lexikon. 19 Bde., Altenberg 41857-1865, Bd. 6, 107: »Feldgeschrei, [...] früher, vor Einführung der Uniformen, Erkennungswort im Treffen. Die Griechen riefen Alala, Alala; die Römer *feri, feri!* (schlag-schlag!); die alten Deutschen schrien den Varditus (s. d.); bei den griechischen Kaisern rief man Christe boëthei! (Christus hilf!); bei den Kreuzfahrern *deus vult* (Gott will es) od. *adjuva deus!* (hilf Gott!); die Franzosen riefen *Montjoye de St. Denys*, die Spanier *San Jago*, die Engländer *Sanct Georg*, die Schweden im Dreißigjährigen Kriege: Gottmituns; die Türken rufen noch jetzt Allah Esmid. [...] Die Franzosen ermuntern sich noch jetzt durch *en avant!* u. die Russen u. andere Völker rufen Hurrah bei ihren Angriffen.« (Online verfügbar auf <http://www.zeno.org/Pierer-1857/A/Feldgeschrei?hl=feldgeschrei>.)

dass nun noch wilder, d. h. unsystematischer herummetaphorisiert wird.¹⁹

- Suche nach möglichst *abseitigen Wortbedeutungen*: Da nahezu jedes Wort polysem ist, entwickelt sich zuweilen eine eigentümliche Wörterbuchgestützte Kreativität. Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten bekam Goethes Gedicht *Willkommen und Abschied* eine ganz neue (oder uraltbiographistische) Dimension, als man im Grimmschen Wörterbuch den Hinweis fand, dass die Formel in preußischen Gefängnissen die Prügel bedeutete, die man beim Antritt und am Ende einer Gefängnisstrafe erhielt.
- *Kalauer*: Ähnlichkeiten auf der Signifikantenebene bringen gelegentlich ganz lustige Effekte hervor. Derzeit gibt es eine förmliche Anagrammen-Sucht, mit der man fast beliebigen Unsinn selbst zusammendichten kann. Die mittelalterlichen Etymologien, die nach diesem Prinzip arbeiteten, waren theologisch abgesichert, aber unter den Bedingungen der Moderne kommen nur Kalauer heraus. Die folgende Kostbarkeit stammt von Paul de Man:

Als Kleist seine ehemalige Braut im Jahr 1805 in Königsberg wiedersieht, ist sie nicht mehr Fräulein Wilhelmine von Zenge, sondern Frau Professor Wilhelmine von [?] Krug. Dr. Wilhelm Traugott Krug war Kants Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Philosophie an der Universität in Königsberg. Kleist, der in gewissem Sinne wie Kant sein wollte und der, um dieses Ziel zu erreichen – so darf man konjizieren –, auf Wilhelmine verzichtet hatte, sah an seiner Stelle als Ehemann Krug – Krug, der seinerseits als Philosophielehrer an die Stelle von Kant getreten war. Was blieb Kleist anderes übrig, als im selben Jahr 1805 ein Schauspiel zu Ende zu schreiben, das – wie denn auch anders – *Der zerbrochene [] Krug* heißen sollte²⁰

- Und ganz schlicht *ungenau* Ausdruckweise. Was wir den Studierenden ankreiden, wird von manchen Kolleginnen und Kollegen so routiniert betrieben, dass es in den entsprechenden Milieus als »Niveau« verkauft

¹⁹ Auf Kolloquien ist besonders beobachtbar, wie die Einführung eines ungewohnten Begriffs sogleich die Metaphorisierungsmaschine in Betrieb setzt. Eben habe ich einen kleinen Vortrag über Lessings *Leibniz von den ewigen Strafen* gehalten, in dem auch vom Fegfeuer die Rede war, und prompt kam in der Diskussion die Frage, ob man nicht auch Lessings kritisches Verfahren als Fegfeuer auffassen kann. Kann man natürlich, irgendwie, aber das ist der erste Schritt in die Nacht, in der alle Katzen grau sind.

²⁰ Paul de Man: Ästhetische Formalisierung. Kleists *Über das Marionettentheater* [1984], in: ders.: *Allegorien des Lesens*, Frankfurt/M. 1988, 205-233, hier 226. Vielleicht war das als Witz gemeint. Vgl. aber auch Frank Haase: Kleists Nachrichtentechnik, Opladen 1986, 76f., sowie Bernhard Greiner: Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum »Falk der Kunst«, Tübingen & Basel 2000, 102f., die den gleichen Witz machen.

werden kann. Es würde sich lohnen, einen eigenen Katalog solcher Mittel systematischer Ungenauigkeit zu erstellen. Dazu gehört z. B. der (Miss-)Brauch, Präfixe oder Suffixe oder auch nur Buchstaben in Klammern (hinzu-)zu setzen, um die Ausführungen mit geheimnisvollem (Un-)Sinn zu bereichern. Ein prominenter Kandidat ist der demenzierte Superlativ. Er erlaubt es, einen Superlativ zu schreiben, ohne dass man für ihn einzustehen brauchte. »Proust [Kafka, Joyce usw.], der vielleicht bedeutendste Dichter des 20. Jahrhunderts«. Kürzlich las ich am Erfurter Bahnhof ein Werbe-Poster für die »wahrscheinlich schmackhafteste Thüringer Bratwurst«.

Die Wörter, die auf diese Weise ihres Inhalts beraubt sind, bedeuten tendenziell alle dasselbe, nämlich alles und nichts, so dass Aussagen, für die sie verwendet werden, tautologisch und damit unwiderlegbar sind.

Topitsch hat, mit Popper und Albert, auf den Zusammenhang von *Spielraum* und *Informationsgehalt* hingewiesen: »Der Informationsgehalt einer Aussage ist umso größer, je kleiner der Spielraum der von ihr zugelassenen Möglichkeiten ist [...] Je größer ihr Spielraum, also der Bereich der gestatteten Möglichkeiten, ist, desto geringer ist ihr Informationsgehalt, aber zugleich auch ihre Widerlegbarkeit. Im Grenzfall, also wenn alle Möglichkeiten zugelassen sind, verschwinden Informationsgehalt und Widerlegbarkeit vollkommen. Solche Aussagen haben einen »totalen Spielraum«, sie sind notwendig wahr, aber leer.«²¹ Schon fürs Proseminar gilt: Ungenauigkeit ist ein erster Schritt zur Unfehlbarkeit.

III. Empirie: Kontakte von Wissensquellen

»Der logische Positivismus ist tot: Wer ist der Täter?«²² Unter dieser Kapitelüberschrift rühmt sich Karl Popper, dem Logischen Positivismus den Garaus gemacht zu haben. Ich muss es den Wissenschafts-Philosophie-Historikern überlassen, zu dieser Behauptung begründet Stellung zu nehmen. Als Poppersche Wendung jedenfalls gilt die vom Verifikationsprinzip zum Falsifikationsprinzip oder genauer: Falsifizierbarkeitsprinzip. Diese Wendung verdankt ihre Dramatik nicht zuletzt Poppers Insistieren darauf, dass es dem Logischen Positivismus um die Verifikation von *All-Sätzen* geht.

²¹ Ernst Topitsch: Die Menschenrechte als Problem der Ideologiekritik, in: ders.: Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft, Neuwied & Berlin ²1966, 71-96, hier 83.

²² Karl R. Popper: Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung, Hamburg 1979, 120-136, hier 120.

Bezieht man den Begriff, wie vorgeschlagen, auf die Verifikation des *Wortgebrauchs*, dann verschiebt sich die Trennlinie hin zur Frage der *Beobachtungssätze*, d. h. der Sätze, die singuläre Sachverhalte beschreiben.

Solche Sätze sollten die sichere Basis der Theoriebildung bereitstellen.²³ Dahinter steckte natürlich, mehr oder weniger ausgesprochen, der Mythos von der Induktion, von der stufenweisen Verallgemeinerung, wie ihn schon Francis Bacon proklamiert hatte. Diese Vorstellung hatte aber zwei Schwachstellen. Induktion ist keineswegs ein Weg sicheren Aufwärtsschreitens, sondern erfolgt in Sprüngen.²⁴ Und Beobachtungssätze sind keineswegs theoretisch »unbefleckte« Registrierungen der Wirklichkeit, sondern sie haben immer einen »Hintergrund« (Popper), der die Wahrnehmung und die Formulierung mitbestimmt. Auch das war den Mitgliedern des Wiener Kreises natürlich bekannt. Nur fanden sie keinen begehbaren Ausweg aus dieser Situation, sondern sie gerieten in ein Paradox: Wenn sie sichere Beobachtungssätze bilden wollten, mussten sie in diese Sätze auch die Bedingungen der Beobachtung aufnehmen, nämlich Raum und Zeit der Beobachtung und die momentane Verfassung des Beobachters. Die Beobachtungssätze mussten also als *Protokollsätze* (Neurath, Carnap) formuliert werden. Das hieß aber: Je genauer und skrupulöser solche Sätze formuliert waren, desto weniger taugten sie als sichere Basis für Verallgemeinerungen! Beispiel eines einfachen Protokollsatzes: »*Ottos Protokoll um 3 Uhr 17 Minuten: [Ottos Sprechdenken um 3 Uhr 16 Minuten: (Im Zimmer war um 3 Uhr 15 Minuten ein von Otto wahrgenommener Tisch)]*« – wobei noch gar nichts über Ottos Gemütsverfassung gesagt ist.²⁵

Schon Rudolf Carnap stellte dann in einem kurzen, aber sehr wichtigen Aufsatz über »Wahrheit und Bewährung« vom Begriff der Wahrheit wissen-

²³ Die »Sicherheit«, »absolute Gewissheit«, das »absolut sichere Erkenntnisfundament« forderte vor allem Moritz Schlick: Über das Fundament der Erkenntnis, in: Stöltzner/Uebel 2006: Wiener Kreis (wie Anm. 13), 430-453. Dagegen Otto Neurath: Radikaler Physikalismus und »Wirkliche Welt«, in: ders.: Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus, hg. von Rainer Hegselmann, Frankfurt/M. 1979, 102-119.

²⁴ Man kann das an so vielen Stellen nachlesen, dass ich hier auf Explikationen verzichte. Ich selbst habe eine biologische Erklärung für die Analyse poetischer Wiederholungsfiguren fruchtbar zu machen versucht: The Induction Instinct. The Evolution and Poetic Application of a Cognitive Tool, in: Studies in the Literary Imagination 42 (2009), H. 2, 43-60.

²⁵ Beispiel von Otto Neurath: Protokollsätze, in: Stöltzner/Uebel 2006: Wiener Kreis (wie Anm. 13), 399-411, hier 403.

schaftlicher Sätze auf deren *Bewährung* um.²⁶ Überdies unterschied er direkte und indirekte Prüfung/Bewährung von Sätzen: Direkt prüfbar ist der Satz »Auf meinem Schreibtisch liegt ein Schlüssel«. Indirekt prüfbar sind Sätze, aus denen direkt prüfbare Sätze abgeleitet werden können. Diese direkt prüfbaren Sätze nannte er *Kontrollsätze*.

Kenner werden sich nicht wundern, dass zu den drei Literaturangaben in Carnaps Aufsatz die eben (1934) erschienene *Logik der Forschung* von Popper gehört. Was bei Carnap die Kontrollsätze sind, sind bei Popper die *Basissätze*. Das ist eine etwas unglückliche Bezeichnung, weil der Eindruck entstehen konnte, auch hier gehe es um die sichere Basis des Wissens. Es ist deshalb zur Klärung vorgeschlagen worden, statt von Basis- von *Prüfsätzen* zu sprechen,²⁷ damit ihre Funktion schon im Namen deutlich gekennzeichnet ist. Keinesfalls aber stellen die Basis-/Kontroll-/Prüfsätze das zur Verfügung, was so gern als »empirische Basis« bezeichnet wird. Es gibt keine sichere »empirische Basis«, sondern nur Sätze, über die man sich besonders gut einigen kann. Auf den Satz »Das Schiff verschwindet hinter dem Horizont« kann man sich eher einigen als auf den Satz »Die Erde ist eine Kugel«. ²⁸ Man kann ihn dann durch entsprechende logische Operationen für Entscheidungen zwischen kontroversen »Theorien« über die Erdgestalt heranziehen. Aber ein Beweis mit der Schlüssigkeit eines mathematischen Beweises ist das nicht. Das Verschwinden des Schiffes kann auch von einer Sinnestäuschung oder einer Luftspiegelung herrühren. Da muss man dann eben weiterprüfen. Aber es gibt keinen Anlass, das zu einem fundamentalen Agnostizismus zu dramatisieren. Entscheidend ist, dass wir zur Beobachtung eine andere Theorie verwenden als die, die wir gerade prüfen wollen. Dabei bezeichnet »Theorie«, gemäß unserem Beispiel, jede Art von Überzeugung, auch z. B. die Überzeugung, dass wir unseren Augen trauen können. Schon wenn wir ein zweites Augenpaar heranziehen (oder den Tast- oder den Gehörsinn), prüfen wir die Beobachtung unserer Augen. Wir können sogar die Bibel heranziehen, wenn wir denn ihre literalen Aussagen als Erkenntnisquelle anerkennen: »Danach sah ich: Vier Engel standen an den vier Ecken der Erde. Sie hielten die vier Winde der Erde fest, damit der Wind

²⁶ Rudolf Carnap: Wahrheit und Bewährung, in: Stöltzner/Uebel 2006: Wiener Kreis (wie Anm. 13), 469-475.

²⁷ Gunnar Andersson: Kritik und Wissenschaftsgeschichte. Kuhns, Lakatos' und Feyerabends Kritik am Kritischen Rationalismus, Tübingen 1988.

²⁸ Ich erörtere an dieser Stelle nicht, weshalb man sich besonders gut einigen kann, will aber doch anmerken, dass hier das Gelingen oder Misslingen von *Handlungen* eine besondere Rolle spielt. Denn darauf hat die Evolution unsere theoretischen Bemühungen eingestellt.

weder über das Land noch über das Meer wehte, noch gegen irgendeinen Baum.« (Offenbarung 7,1) Entscheidend ist, dass die ›Theorien‹ einander in einem Kontrollsatz treffen, der auf den gleichen Sachverhalt referiert.

Das historische Musterbeispiel (›exemplar‹ im Sinne Thomas S. Kuhns) solcher Theorienkonfrontation ist Galileis Entdeckung der Venus-Phasen. Aus der kopernikanischen Theorie konnte man Größen- und Helligkeitsschwankungen (›Phasen‹) der Venus ableiten, je nachdem, wie Sonne, Venus und Erde zueinander stehen. Galilei benutzte zur Verifikation dieser Ableitung ein Fernrohr, ein damals ganz neuartiges Instrument. Er stützte sich dabei auf eine andere Theorie, nämlich eine optische Theorie des Fernrohrs. Es war ja durchaus umstritten, ob diese seltsame Konstruktion einer Röhre mit gebogenen Gläsern wirklich ein zuverlässiges Bild der Welt zeigte und nicht vielmehr allerlei Illusionen und Artefakte erzeugt. Geradezu legendenhaft sind die Geschichten von hochkarätigen Wissenschaftlern und Klerikern, die sich weigerten, sich durch einen Blick durchs Fernrohr überzeugen zu lassen. Der Fürst Cesi beklagt in einem Brief aus dem Jahre 1618, die Philosophen wollten »lieber die Augen schließen und sich in dem finsternen Walde der alten Schriftsteller begraben als ihre Sinnesorgane im Dienst der Wahrheit gebrauchen«. ²⁹ Das Fernrohr bewährte sich aber bald im Alltag von Seefahrt und Krieg ... ³⁰

Durch Galileis Beobachtung wurden also zwei voneinander unabhängige Hypothesen zusammengeführt und einer wechselseitigen Prüfung unterzogen. Beide haben diese Prüfung bestanden, sind aber damit keineswegs als absolut sicher, sondern nur als kompatibel erwiesen worden. Empirie in diesem Sinn hat also wenig mit dem emsigen Sammeln von Daten zu tun. Sie bezeichnet vielmehr ein Verfahren der Kontrollpeilung, ³¹ bei dem hete-

²⁹ Galileo Galilei: Sidereus Nuncius – Dialog über die Weltsysteme – Vermessung der Hölle Dantes – Marginalien zu Tasso, hg. und eingel. von Hans Blumenberg, Frankfurt/M. 2002, 11.

³⁰ Tatsächlich war die Argumentationssituation etwas komplizierter, denn in der aristotelischen Tradition unterschied man zwischen der sublunaren und der supralunaren Welt. Was sich sublunar bewährte, musste darum keineswegs supralunar »wahr« sein.

³¹ Ich halte diesen Begriff und das damit bezeichnete Argument in allen Fragen der Subjektivität, Zirkularität, Selbstbestätigung, Konstruktion usw. für besonders fruchtbar, zitiere deshalb ausführlich die etwas ungewöhnliche Ursprungsstelle, nämlich ein Churchill-Zitat Poppers: »Einige meiner Vettern, die den großen Vorzug einer Universitätsausbildung genossen«, schreibt Churchill, »zogen mich gern mit Argumenten auf, die beweisen sollten, dass nichts existiert außer in Form unserer Gedanken.« Er fährt fort: »Ich berief mich immer auf folgendes Argument, das ich mir selbst viele Jahre früher einmal klargemacht hatte ... Da ist die riesige Sonne, die scheinbar auf keiner festeren Grundlage steht als unse-

rogene Wissensselemente – solche aus der Sinneserfahrung ebenso wie solche aus der Tradition, der Phantasie, den Nachbarwissenschaften usw. – miteinander konfrontiert und abgeglichen werden. Erst deren Vernetzung und wechselseitige Korrektur ergibt dann das Ding, das wir ›Wirklichkeit‹ nennen.³² Wie es in der Programmschrift des Wiener Kreises heißt: »*Etwas ist wirklich dadurch, dass es eingeordnet wird dem Gesamtgebäude der Erfahrung.*«³³

Im Bild des Gebäudes steckt natürlich ein konstruktivistisches Moment. Deshalb mag es sinnvoll erscheinen, wenn ich für die weiteren Überlegungen eine Anleihe bei Niklas Luhmann, dem raffiniertesten der Konstruktivisten, mache. Luhmann hat Empirie unter diesem Namen zumeist eher von oben herab behandelt, aber unter einem etwas anderen Titel gibt er ihr einen zentralen Ort im Wissenschaftssystem: Wissenschaftliche Forschung nämlich sei darauf eingestellt, *Überraschungen* zu erwarten und zu produzieren.³⁴

ren Empfindungen. Doch glücklicherweise gibt es eine Methode zur Nachprüfung der Wirklichkeit der Sonne, die überhaupt nichts mit unseren Empfindungen zu tun hat ... Die Astronomen sagen mittels [der Mathematik und] des reinen Verstandes voraus, dass an einem bestimmten Tag ein dunkler Fleck vor der Sonne vorüberziehen wird. Man ... schaut nach, und der Gesichtssinn sagt einem unmittelbar, dass die Berechnung richtig war ... *Wir haben etwas gemacht, was in der militärischen Kartographie Kontrollpeilung heißt.* Wir haben uns ein *unabhängiges Zeugnis* für die Wirklichkeit der Sonne verschafft. *Wenn mir meine metaphysischen Freunde sagen, die Daten, die in die Berechnungen der Astronomen eingingen, beruhten notwendigerweise ursprünglich auf Sinneswahrnehmungen, so sage ich »nein«.* Sie könnten, jedenfalls theoretisch, aus automatischen Rechenmaschinen stammen, die vom darauffallenden Licht in Gang gesetzt werden, ohne dass die menschliche Sinneswahrnehmung irgendwo eingeschaltet wäre. Ich ... sage noch einmal mit allem Nachdruck ... die Sonne ist wirklich, auch heiß – heiß wie die Hölle, und wenn die Metaphysiker das anzweifeln, sollten sie hingehen und sich überzeugen.« – Popper fährt fort: »Natürlich ist Churchills Argument nur eine ausgezeichnete Widerlegung der subjektivistischen Scheinargumente; es beweist nicht den Realismus. Denn der Idealist kann immer sagen, er oder wir träumten die ganze Diskussion. Doch ich halte dieses Argument für dumm, wegen seiner uneingeschränkten Anwendbarkeit.« (Karl Popper: Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg 1973, 56f.; vgl. ferner das Glossar in Karl Eibl: Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie, Paderborn 2004, 364).

³² Zur Bedeutung des Scheiterns als Wirklichkeitsindiz vgl. z. B. Gerhard Vollmer: Wieso können wir die Welt erkennen?, Leipzig 2001, bes. »Woran scheitern Theorien? Zum Gewicht von Erfolgsargumenten« (89-120).

³³ Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis, hg. vom Verein Ernst Mach [1929 selbständig erschienen], in: Stöltzner/Uebel 2006: Wiener Kreis (wie Anm. 13), 5-29, hier 15.

³⁴ Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1992, 260f. u. passim (vgl. den Index). Ferner ders.: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1997, Bd. 1, 37f.

Insofern sind die Überraschungen zwar nicht überraschend, sondern sie sind mit den Mitteln des Systems produziert. Aber sie gehören in der Luhmannschen Systematik zur einzigen Kopplung mit der Umwelt, die nicht tödlich ist, nämlich zur Irritierbarkeit. Unter diesem Namen und dem der Überraschung werde ich Empirie im Folgenden aufsuchen.

IV. Wirklichkeiten der Texte

Die dominierende Wissensquelle einer Wissenschaft ist ihre Tradition.³⁵ Ein Erkenntniszuwachs – eine ›Überschuldung‹ – ist nur zu erhoffen, wenn man diese Tradition mit anderen Wissensquellen in Kontakt bringt. Für Literaturgeschichte sind die beiden nächsten alternativen Wissensquellen die Texte und die Geschichte.

Die *Texte* als *alternative* Wissensquelle der Literaturwissenschaft? Das mag auf Anheb etwas erstaunen. Aber das Bild der Texte, das als Resultat vergangener Wahrnehmung in die Fachtradition eingegangen ist, ist ja immer schon abgelöst von den Texten, es sei denn, diese werden willentlich und ausdrücklich mit der unmittelbaren Texterfahrung konfrontiert. Dann können die Texte zur genuinen Hauptquelle literaturwissenschaftlicher Überraschungen werden. Das gilt nicht nur für neue Blicke auf marginalisierte Texte, sondern auch und gerade für Texte, die durch eine spezialisierte Deutungstradition auf immer dieselben Handlungszüge und Zitate eingedampft worden sind. Um schnell Konsens herzustellen, weise ich nur auf die ›harten‹ Ideologien, namentlich marxistischer und völkischer Provenienz, und ihren Umgang mit Texten hin und ergänze, dass Ähnliches auch bei der Wirkung ›weicher‹ Ideologien zu beobachten ist.

Wie unmittelbar kann Texterfahrung überhaupt sein? Vorerst haben wir es nur mit dem Problem zu tun, das wir grundsätzlich auch aus den Naturwissenschaften kennen: Dass nämlich unsere Beobachtungen immer theorie- oder erwartungsgesteuert sind. Wenn es aber um menschliches Verhalten geht, verschärft sich diese Situation. Es kommt mit einer weiteren Erkenntnisquelle auch eine weitere Fehlerquelle hinzu: Der Text in seiner

³⁵ Ein Wort zur ›Interdisziplinarität‹, die man seit einiger Zeit etwas abfällig behandelt: Sie hat in vielen Fächern noch gar nicht ernsthaft angefangen, und zwar u. a. wegen der Starrheit der wissenschaftlichen Institutionen. Von der Aufstellung von Büchern in Bibliotheken über die Bibliographien bis hin zu den Fachverbänden, Fachgutachern, Studienplänen und Berufungskommissionen gilt: Im letzten, entscheidenden Moment gibt die Normalwissenschaft den Ausschlag.

Materialität ist von nur peripherem Interesse; zentral sind die Bedeutungen, d. h. die Semantik! Ohne Berücksichtigung der Semantik bliebe jede Wissenschaft vom menschlichen Verhalten halb-blind, weil sie einen entscheidenden verhaltenssteuernden Mechanismus ignorieren müsste. Wenn man es aber mit Semantik zu tun hat, ist Hermeneutik aufgerufen. Hermeneutik ist zweifellos eine Erkenntnismethode, und zwar speziell eine Methode, mit der der Mensch den Menschen auf Grund der sprachlichen Repräsentationen seiner Zustände und Absichten erkennt. Der biologische Ursprung dieser Methode ist die ›Theory of Mind‹, d. h. die Fähigkeit einer Repräsentation (Metarepräsentation) fremder Gemütszustände, wie wir sie ansatzweise schon bei den großen Menschenaffen finden können.³⁶ Eine neue Stufe aber erreicht diese Fähigkeit erst bei einem Wesen, das eine ausgebildete Darstellungssprache beherrscht und mit ihr seine Welt semantisch verschlüsselt und konserviert. Es wäre töricht, wie die Behavioristen diese Erkenntnismethode des Ausrechnens fremder Zustände und Absichten (das Verstehen) einfach zu ignorieren – so, als wollte man zum Studium optischer Phänomene eine Binde vor die Augen legen, um die Wahrnehmung zu ›objektivieren‹. Hier liegt auch eine Grenze der Aktivitäten des Wiener Kreises. Er neigte dem Behaviorismus zu, weil auch er sich auf Beobachtbares konzentrieren wollte. Aber eine Wissenschaft vom Menschen, die sein Handeln unabhängig von Intentionen untersucht, verfehlt den Gegenstand.

Man kann der Theory of Mind durchaus den Status eines sinnenähnlichen Perzeptionsorgans für fremde Intentionen zusprechen. Allerdings wird man bedenken müssen, dass der evolutionäre Ursprung und Vorteil dieser Methode bei der Verständigung in annähernd gleichen Umwelten bei annä-

³⁶ Vgl. zur Einführung Hans Förstl (Hg.): *Theory of Mind. Neurobiologie und Psychologie sozialen Verhaltens*, Heidelberg 2007. Es gibt mittlerweile – in Nuancen – unterschiedliche Definitionen (Förstl, S. 4: die Fähigkeit oder der Versuch, »sich in andere hineinzuversetzen, um deren Wahrnehmungen, Gedanken und Absichten zu verstehen«) und unterschiedliche Bezeichnungen (›folk psychology‹, ›mentalizing‹, ›theory theory‹ ...). Besonders interessant ist ›mind reading‹: Es gibt ja offenbar tatsächlich besondere, auch kommerziell nutzbare, Fähigkeiten von Hellsehern und Gedankenlesern, aus äußeren Indizien auf innere Zustände ihrer Versuchspersonen zu schließen. Grundsätzlich ist jedes Verstehen im traditionellen Sinn ein mind reading. Es scheint, dass die vor einigen Jahren entdeckten ›Spiegelneuronen‹ dabei eine Rolle spielen. Allerdings ist noch nicht so recht nachgewiesen, welche. Vgl. Giacomo Rizzolatti & Corrado Sinigaglia: *Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls*, Frankfurt/M. 2008; Gerhard Lauer: *Spiegelneuronen. Über den Grund des Wohlgefallens an der Nachahmung*, in: Karl Eibl, Katja Mellmann & Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*, Paderborn 2007, 137-163.

hernd gleichen Interessen mit einer annähernd gleichen Sprache liegt und der Kooperation einer kleinen Gruppe diene, etwa einer Steinzeithorde (oder einem philosophischen Lehrstuhl). Da ist ›Horizontverschmelzung‹ evolutionär vorteilhaft. Wenn wir hingegen fremdkulturelle Erscheinungen aus ihren eigenen Voraussetzungen begreifen wollen, dann müssen wir das Instrument bewusster handhaben, die Komponente der Fremdheit hervorheben und den Nachvollzug sozusagen in die Quarantäne einer bloß hypothetischen Operation setzen.³⁷

Diese Quarantäne kann dann mit durchaus unterschiedlichen, auch recht einfachen, Hilfsmitteln bestückt werden. So habe ich Anfängern immer wieder geraten, sich zwei Stunden über eine beliebige Seite Prosa zu setzen, um auf diese Weise über die Automatismen des Schnellkonsums hinaus zur bewussten Beobachtung zu kommen. Hilfreich ist es auch, wenn mehrere Personen aufgefordert werden, Inhaltsangaben niederzuschreiben und einander dann zur Kenntnis zu geben. Man kann staunen, wie verschieden die Text-Erfahrungen sind, die als ›Basis‹ für ein Gespräch über eine scheinbar identische Sache dienen können. Solches Studium der Texte muss natürlich nicht nur mit unbewaffnetem Auge geschehen. Historische Lexika waren schon immer ein wertvolles Hilfsmittel. Mit der elektronischen Erfassung von Texten sind die Möglichkeiten der textbezogenen Informationsverarbeitung immens erweitert worden und lassen eine Fülle von Überraschungen erwarten. Der Rahmen aber bleibt die genuin literaturwissenschaftliche Empirie, nämlich das Studium der Texte.

Doch Literaturwissenschaft besteht nicht nur in historisch angemessenem Lesen. Solches Lesen ist zwar unerlässlich, aber selbst in der hohen Zeit der werkimmanenten Interpretation wurden zumindest implizit vielfältige andere Fragen mit bewegt, solche nach der Art des ästhetischen Vergnügens an Texten, nach literarischer Paradigmen- oder Gattungsbildung, Decodierungsleistungen der Rezipienten, Kanonbildung usw., kurz: Fragen der Kontextualisierung auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus. Solche Fragen sind inzwischen unter dem Titel der ›Kulturwissenschaft‹ so explizit geworden, dass nun Dichtung zuweilen nur noch implizit mitläuft, quasi neben allerlei anderem Nippes, an dem man seinen Spaß hat ... Wie dem auch sei:

³⁷ Vgl. Karl Eibl: Sind Interpretationen falsifizierbar?, in: Lutz Danneberg & Friedrich Vollhardt (Hg.): Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ›Theoriedebatte‹, Stuttgart 1992, 169-183. Dort werden drei Kanones entwickelt: 1. Planmäßiges Herbeiführen von Verständniskrisen. 2. Bedeutungsermittlung aus der historischen Semantik. 3. Kriterium der Konsistenz als ›Nullmethode‹ der Kontextbindung.

Die Entwicklung ist grundsätzlich zu begrüßen, weil auf diese Weise die Erschließung alternativer Wissensquellen zum Programm werden kann. Auch hier lässt sich eine Linie ziehen zum Wiener Kreis, nämlich zu dessen Konzept einer Einheitswissenschaft. Das Ziel dieser Einheitswissenschaft war, dass die Einzelwissenschaften ihre Erkenntnisse einander mitteilen und auf ihre Kompatibilität prüfen sollten. Das setzte eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Prinzipien voraus, die unter dem missverständlichen Namen des ›Physikalismus‹ zusammengefasst wurden. ›Physikalismus‹ bedeutete nicht generell Reduzierbarkeit auf die Physik,³⁸ sondern Rede über ›Physis‹, d. h. über beobachtbare Sachverhalte.³⁹ Entsprechend bescheidener wäre der Einheits-Anspruch zu formulieren: Wir sollten die Humanwissenschaften so miteinander ins Gespräch zu bringen, dass sie sich gegenseitig irritieren können. Das setzt voraus, dass sie, wenn nicht die gleiche Sprache, so doch ineinander übersetzbare Sprachen sprechen und in dem Bereich, in dem die Naturwissenschaften relevant werden, auf Kompatibilität auch mit diesen dringen, d. h. den Menschen als biologisches Wesen begreifen. Aus diesem Grunde setze ich auf ein Forschungsprogramm, das durch Befunde der evolutionären Anthropologie angeleitet ist.

V. Der Rahmen

Wenn wir menschliches Verhalten untersuchen, operieren wir immer mit anthropologischen Rahmenannahmen. Meistens bleiben diese unexplizit, und das ist auch gut so, denn sonst kämen wir nie zu Ergebnissen. Aber auch diese Voraussetzungen sind keine sicheren Wahrheiten, sondern gehören zum falliblen und damit der Verbesserung zugänglichen Wissensbestand. Wo also liegen die neuralgischen Punkte unserer Anthropologien und

³⁸ Bei Carnap hat eine solche radikale Reduzierbarkeit wohl zeitweise eine Rolle gespielt. Edward O. Wilson: *Die Einheit des Wissens* [OT: *Consilience*], Berlin 1998, hat Ähnliches im Sinn und beruft sich dabei auch auf den Wiener Kreis.

³⁹ Otto Neurath: *Soziologie im Physikalismus*, in: Stöltzner/Uebel 2006: *Wiener Kreis* (wie Anm. 13), 269-314: »*Physikalistische Soziologie betreiben, heißt nicht etwa Gesetze der Physik auf Lebewesen und ihre Gruppen übertragen*, wie es manche für möglich halten. Es können umfassende soziologische Gesetze, ebenso Gesetze für bestimmte engere soziale Gebiete aufgefunden werden, ohne dass man imstande sein müsste, auf die Mikrostruktur zurückzugreifen und so diese soziologischen Gesetze auf physikalischen aufzubauen.« Und dann wieder die Haupt-Forderung nachvollziehbarer Referenz: »Der Soziologe ist durchaus ungehemmt im Suchen nach Gesetzen, er muss nur immer in seinen Voraussagen von Gebilden sprechen, die räumlich-zeitlich gegeben sind.« (294, Hervorhebung im Original)

wie können wir sie verbessern? Es stellt sich das Problem der Universalien und unseres Umgangs mit diesem Problem.

Ich bitte vorweg um Verzeihung für die Trivialität einiger Beispiele. Wenn Fragen der Universalität von Verhaltenstendenzen erörtert werden, lösen Beispiele aus heikleren Bereichen des Sozialverhaltens, etwa zu Herrschaft, Geschlechterdifferenz, sexueller Orientierung, Eigentum, Aggression, »Rasse« usw., sogleich ein inhaltliches Engagement aus, das von den methodischen Problemen, die sie illustrieren sollen, eher ablenkt. Deshalb also Beispiele, die eher langweilig sind.

Ich berichte zunächst einen Fall: Der kinderlose Graf Gottfried Martel von Anjou, der im 11. Jahrhundert lebte, stand vor der Frage, wen er zu seinem Nachfolger ernennen sollte: Einen Sohn seiner Schwester oder einen Sohn seiner Halbschwester. Obwohl alle Qualifikationsdaten für den Nachkommen der Halbschwester sprachen und er sich mit dieser auch besser verstand, entschied er sich für Gottfried den Bärtigen, einen Sohn der Schwester. Alle den Historikern geläufigen Erklärungsgründe für dieses Verhalten, »such as *raison d'état*, *economic exploitation*, or *geopolitical advantage*«, versagten hier.⁴⁰ Die Historikerin Anna Lübke meinte nun, dass man von diesem Verhalten gar nicht viel Aufhebens zu machen brauche. Man könne das Verhalten des Grafen ohne weiteres handlungsrational erklären. »Daß er bei der Regelung seiner Nachfolge seine nächsten Verwandten bedacht hat, ist ebensowenig erstaunlich, wie es etwa erstaunlich ist, daß wir im Zweifel eher unseren Kindern ein Studium finanzieren oder ein Haus vererben als unseren Neffen und Nichten [...] Die Begünstigung der nächsten Verwandten ist eine Disposition, durch die wir uns das entsprechende Verhalten bereits handlungsrational erklären können.«⁴¹

Was passiert da? Das Verhalten des Grafen erscheint nicht als erklärungsbedürftig, weil es selbstverständlich ist. Selbstverständlich ist es, weil wir genauso handeln würden. Aber damit entsteht eine neue Problemsituation. Wieso geht Lübke davon aus, dass der Graf aus dem 11. Jahrhundert dieselbe Handlungsdisposition hat wie sie/wir? Wir haben es mit einem Musterbeispiel dafür zu tun, wie historische Hermeneutik funktioniert. Die *Theory of Mind*, die angewandt wird, ist die, welche wir aus unserem alltäglichen Umgang mit unserer Umwelt kennen und die wir bei solchen Erklä-

⁴⁰ Jerome Kroll & Bernard S. Bachrach: *Medieval Dynastic Decisions. Evolutionary Biology and Historical Explanation*, in: *The Journal of Interdisciplinary History* 21 (1990), H. 1, 1-28.

⁴¹ Anna Lübke: *Evolutionsbiologie und historische Erklärung*, in: *Rechtshistorisches Journal* 11 (1992), 66-71, hier 70.

rungen anscheinend recht hemmungslos universalisieren. Eine solche Verfahrensweise ist aber nicht unproblematisch, denn sie kann zur Quelle verhängnisvoller Anachronismen werden. Die Entdeckung eines alt-ägyptischen Hundemausoleums aus der Zeit der Schwarzen Pharaonen mit tausenden von balsamierten Hundeleichen (<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-75376576.html>) ist nur sehr unzureichend damit erklärt, dass auch wir (mit ein paar Ausnahmen) Hunde mögen. Und dass der »beste Freund des Menschen« in manchen anderen Weltgegenden bedenkenlos verspeist wird, wird man kaum mehr mit der Sympathie für diese Lebewesen erklären wollen. Von »echtem« Kannibalismus ganz abgesehen. Den »verstehen« wir nicht, und deshalb greifen wir zur Konstruktion religiös-magischer Motivationen, die wir auch nicht so recht verstehen, oder klammern uns an das Wort »Proteinbedarf«.

Mag sein, dass zünftige Psychologen bereit sind, unsere »folk psychology« aufzuklären und uns die Mittel ihrer Empirie zur Verfügung zu stellen. Aber eine echte Hilfe ist da auch nicht zu erhoffen. Lange Zeit lebte die Psychologie in der babylonischen Gefangenschaft des Behaviorismus, und soweit sie als dezidiert empirische »Science« auftritt, hat sie diese Vergangenheit noch immer nicht ganz abgeschüttelt. Immerhin gibt es Ansätze für quantifizierende Untersuchungen im Stil der empirischen Psychologie auch in der Literaturwissenschaft.⁴² Als Beispiel nenne ich eine Untersuchung, die mit statistischen Mitteln die Korrelation von literarischer Lektüre und emotionaler Intelligenz ermittelt.⁴³ Prognostiziert worden war natürlich eine positive Korrelation; denn Leser sind, wie wir alle wissen, die besseren oder zumindest sensibleren Menschen. Es stellt sich aber überraschenderweise heraus, dass es eine solche Korrelation nicht gibt, sondern eher eine kleine, wenngleich nicht signifikante umgekehrte. Aber ein weiterer Befund ist eindeutig und steht in striktem Widerspruch zu unseren Intuitionen: Naturwissenschaftler weisen eine deutlich höhere emotionale Intelligenz auf als Geistes-

⁴² Vgl. Reinhold Viehoff, Achim Barsch & Gebhard Rusch (Hg.): *Empirische Literaturwissenschaft in der Diskussion*, Frankfurt/M. 1994. Die Domäne empirisch-psychologischer Erforschung ist die gegenwartsbezogene Medienwissenschaft und die Unterrichtsforschung. Vgl. Norbert Groeben & Bettina Hurrelmann (Hg.): *Empirische Unterrichtsforschung in der Literatur- und Lesedidaktik*, Weinheim 2006.

⁴³ Eirini Tsiknaki: *Literatur und Persönlichkeitsentwicklung. Eine empirische Untersuchung zur Erfassung des Zusammenhangs zwischen literarischem Lesen und Emotionaler Intelligenz*, München 2005. – Als Beispiel einer anderen »Schule«, basierend auf einer Internetumfrage: John A. Johnson, Joseph Carroll, Jonathan Gottschall & Daniel Kruger: *Hierarchy in the Library. Egalitarian Dynamics in Victorian Novels*, in: *Evolutionary Psychology* 6 (2008), 715-738, und <http://www.epjournal.net/filestore/ep06715738.pdf>.

wissenschaftler! Wie immer man die Untersuchung im Detail beurteilen mag, sie ist jedenfalls ein Musterfall dafür, wie eine ›Theorie‹ oder auch ein Vorurteil durch Kontakt mit einer anderen Wissensquelle überraschend irritiert werden kann. Zugleich macht das Beispiel jedoch auch die Grenzen des Verfahrens deutlich: Eine direkte Messung der emotionalen Intelligenz des Publikums der Goethezeit oder gar der Heldenepik des Mittelalters stünde vor unlösbaren methodischen Problemen, und eine einfache Verallgemeinerung in fremde Zeiten und Literaturen hinein wäre purer Leichtsinn. Entsprechend helfen uns auch statistische Aussagen über die Häufigkeit der Begünstigung von Nichten oder Neffen im Erbgang oder über allerlei Varianten der Kynophilie in Gegenwartspopulationen nicht viel weiter bei der Erklärung des Verhaltens eines Grafen im 11. Jahrhundert oder gar der geheimnisvollen Schwarzen Pharaonen. Als nächstes muss dann wieder der kontrollierte Schritt zur historischen oder ethnologischen Universalisierung bewerkstelligt werden. Wir müssen dabei zwar unsere Vermutungen nicht ins völlig Dunkle schicken. Schon der absolutistische Staat hat für Verwaltungszwecke Statistiken geführt, Urkunden mit Zahlen finden sich zu allem, was mit Geld zu tun hat, auch schon in Ägypten, es sind Geburts-, Heirats- und Sterberegister überliefert, Grundbücher, und für speziell literaturgeschichtliche Zwecke können Subskriptionslisten, Nachlassverzeichnisse und die Unterlagen von Lesegesellschaften oder Leihbibliotheken ausgewertet werden. Aber je weiter wir in die Vergangenheit zurückschreiten, desto mehr sind wir zur Gewinnung von quantifizierbaren Daten auf Zufälle angewiesen. Die Zeugnisse geben keine *direkten* Antworten auf literaturgeschichtliche oder auch nur mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen, sondern sie reichen nur aus für Kontrollpeilungen und Korrekturen. Im Sinne einer ›Nullmethode‹ werden weiterhin die Universalität unserer eigenen Dispositionen bzw. die durch objektivierende Verfahren erhobenen Dispositionen von Menschen der Gegenwart eingesetzt, um Abweichungen erkennen und beschreiben zu können.

VI. Evolutionäre Erklärung

Es gibt jedoch zum Fall des Grafen, der den minder begabten Sprössling der Schwester dem begabteren der Halbschwester vorzog, noch einen anderen Erklärungsansatz. Der Psychiater Jerome Kroll und der Historiker Bernard

S. Bachrach haben die Erkenntnisse der Soziobiologie herangezogen⁴⁴, die unter anderem besagen, dass unser Verhalten ganz wesentlich von der angeborenen Tendenz zur Weitergabe unserer Gene geleitet ist. Das ist nun tatsächlich ein universelles ›Gesetz, das sogar für die Gesamtmenge aller Lebewesen gilt. Daraus ergibt sich auch, dass wir – ceteris paribus – die näher Blutsverwandten den ferner Blutsverwandten vorziehen. Die ›hypothetisch-deduktive‹ Erklärung würde also etwa lauten:

[Explanandum:]

Der Graf Anjou hat entgegen den rekonstruierbaren Maßstäben der Handlungsrationalität den weniger begabten Sohn der Schwester dem begabteren Sohn der Halbschwester als Erben vorgezogen.

[Explanans:]

[Allgemeiner Satz:] Eine wichtige (unbewusste) Verhaltenstendenz aller Lebewesen ist gemäß der Lehre von der ›kin selection, dass sie die Weitergabe ihrer eigenen Gene begünstigen.

[Singuläre Bedingung:] Der Sohn der Schwester stand dem Erblasser genetisch näher als der Sohn der Halbschwester.

Lübbe meinte, dass diese Erklärung überflüssig sei, weil ja alle Menschen die Disposition zur Bevorzugung der näher Verwandten in sich tragen. Aber quasi nebenbei erfahren wir auf diese Weise auch, weshalb ihr dieser Gedanke überhaupt so selbstverständlich ist: Auch in ihrem Erbmaterial befindet sich die Tendenz zur Protektion möglichst nah Verwandter, denn diese Tendenz ist universell!

Es gibt inzwischen eine recht breite Bewegung biologischer Argumentation, die über die alte Soziobiologie hinausgeht und, als ›Evolutionäre Psychologie‹, die evolutionären Grundlagen unserer kognitiven und emotiven Grundausrüstung zu erforschen sucht.⁴⁵ Auch die Ethnologie wagt wieder, von Universalien zu sprechen, oder zumindest von Fast-Universalien.⁴⁶ Das Beispiel zeigt jedoch weiterhin und fast überdeutlich die Problemstelle der Erklärung mittels Universalien. Wenn nämlich (ich fantasiere jetzt etwas)

⁴⁴ Es gab natürlich sofort die in solchen Fällen übliche Debatte um die Zulässigkeit biologischer Argumente in kulturellen Zusammenhängen, vgl. Jerome Kroll & Bernard S. Bachrach: A Reply, in: *The Journal of Interdisciplinary History* 23 (1993), 854-857.

⁴⁵ Handbuch: David M. Buss (Hg.): *The Handbook of Evolutionary Psychology*, Hoboken 2005.

⁴⁶ Vgl. Christoph Antweiler: Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen, Darmstadt 2009. Ferner Heft 3 des Jahrgangs 20 (2009) von *Erwägen – Wissen – Ethik*, in dem Antweiler seine Auffassung zur Diskussion gestellt hat: Universalien im Kontext kultureller Vielfalt (341-351), sowie Karl Eibl: Universelle Dispositionen und manifeste Fast-Universalien (364-367).

der minderbegabte Neffe des Grafen versucht hätte, ihn zu vergiften, oder wenn ein böswilliger Vertrauter ihm Zweifel an der Legitimität des Erben eingeflößt hätte – oder wenn der Beichtvater ihm geraten hätte, seine Güter der Kirche zu vermachen, oder wenn er die rechtliche und gesellschaftliche Möglichkeit gehabt hätte, seiner Kinderlosigkeit durch eine Adoption abzu- helfen, dann hätte die Geschichte vermutlich einen anderen Verlauf ge- nommen und die von uns als universell eingeschätzte Tendenz wäre nicht zum Tragen gekommen. Oder nicht so deutlich.

Bekanntlich haben wir es im Bereich der Soziologie wie der Psychologie nicht mit deterministischen, sondern mit statistischen (probabilistischen) »Gesetzen« zu tun. Die Hauptursache dafür liegt darin, dass beim Menschen, aber auch schon bei anderen »höheren« Lebewesen, die wichtigeren Instinkte nicht mehr nach einem alternativlosen *Reiz-Reaktions-Muster* funktionieren, das deterministisch abschnurrt wie bei einer Amöbe. Schon bei höheren Tieren treten *individuelle Erfahrung* und Lernen hinzu und damit die Möglich- keit/Notwendigkeit, das Verhalten an kontingente Situationen anzupassen – und schon bei diesen Tieren ist die Vorhersagbarkeit des Verhaltens deshalb viel geringer als bei den einfachen Reiz-Reaktions-Maschinen. Speziell beim Menschen spielt dann die Teilhabe an der sprachlich konservierten *kollekti- ven Erfahrung* (»Kultur«) eine herausragende Rolle. Reize und Reaktionen sind dann immer schon kulturell geprägt.⁴⁷ Die entsprechenden angeborenen Mechanismen sind zwar weiterhin wirksam, aber sowohl die Auslöser als auch die Reaktionen unterliegen kulturellen Interpretationen. Verwandt- schaft z. B. kann da auch durch Rituale und Neubesetzungen hergestellt werden. Man kann sich dann auch einen Erben durch Adoption verschaf- fen. Und die Begünstigung der Verwandten muss nicht in der Förderung ihrer Reproduktionsfähigkeit bestehen, wofür sie eigentlich entwickelt wor- den war, sondern kann sich auch im »Kauf« von Fürbitten zur Erlösung der Verstorbenen aus dem Fegfeuer ausdrücken.

Auch die Evolutionäre Psychologie gibt uns also keine erschöpfende Er- klärung für ein bestimmtes Verhalten. Aber sie stellt uns ein Instrumentari- um zur Verfügung, mit dem wir weit zuverlässiger auf universelle Disposi- tionen und Tendenzen schließen können als mit der bloßen Verallgemeine- rung von Gegenwartsbefunden oder gar -intuitionen. Die Begründung in aller Kürze:⁴⁸ Nicht nur unsere körperliche, sondern auch unsere (natürlich

⁴⁷ Zur Rolle der Kultur in diesem Zusammenhang vgl. Karl Eibl: Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive, Frankfurt/M. 2009.

⁴⁸ Einen aktuellen Überblick bietet mein Beitrag zu Philipp Sarasin & Marianne Sommer (Hg.): Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart & Weimar 2010, 257-266

körpergebundene) mentale Ausstattung ist maßgeblich durch die Lebensverhältnisse im Milieu ihrer Entstehung (dem Environment of Evolutionary Adaptedness, dem EEA) veranlasst. Dieses Milieu – grob gesprochen: die Altsteinzeit – ist natürlich weder mit Fragebögen noch mit Interviews noch mit Real-Experimenten zu erreichen. Wohl aber mit Schlussfolgerungen aus einer wohlgeprüften Theorie,⁴⁹ nämlich der biologischen Evolutionstheorie. Sie gilt auch für die nicht direkt zugänglichen Zeiten oder Orte der Welt, nicht anders als die Gesetze der Physik oder der Chemie. Die Evolutionstheorie erlaubt es, menschliche Eigenschaften als Anpassungen an paläontologisch rekonstruierbare vergangene Umwelten zu erklären.⁵⁰ Die Evolutionäre Psychologie allein kann aber immer nur universelle *Tendenzen* oder *Dispositionen* ermitteln, während das manifeste Handeln immer schon das Ergebnis des Durchgangs durch (vergleichsweise) kontingente Medien, nämlich die individuelle und die kollektive Erfahrung ist. Jede Erklärung eines singulären historischen Ereignisses oder Sachverhaltes wird deshalb immer auf drei Ebenen operieren müssen, auf der universellen, auf der individuellen und auf der kulturellen.⁵¹

(Abschn. IV.1.8 Literaturwissenschaft). Einige Bemerkungen zur gängigen Kritik am »Szientismus« in Karl Eibl: On the Redskins of Scientism and the Aesthetes in the Circled Wagons, in: Journal of Literary Theory 1 (2007), 421-441.

⁴⁹ Zu den kurioserweise von Geisteswissenschaftlern und Kreationisten gern nachgesprochenen Standard Einwänden gehört auch, dass die Evolutionstheorie nicht falsifizierbar, mithin keine Theorie zumindest im Sinne Poppers sei. Mit diesem und einigen anderen Einwänden habe ich mich in meinem *Animal Poeta* (wie Anm. 31), 25-47, auseinandergesetzt. Der Einwand gilt jedenfalls nicht für die *biologische* Evolutionstheorie, und nur die wird hier in Anspruch genommen.

⁵⁰ Ein gleichfalls schon fast automatisch erhobener Einwand ist, dass auf diese Weise »just-so stories« entstünden, also Geschichten, wie sie in Rudyard Kiplings *Just So Stories for Little Children* erzählt werden: wie der Elefant zu seinem Rüssel oder das Zebra zu seinen Streifen kam usw. Zweifellos gibt es Fälle solcher zirkulärer Erklärungsversuche, bei denen das Explanans aus dem Explanandum »abduktiv« erschlossen, d. h. eine passende Umwelt zusammengefabelt wird. Doch sind das eben untaugliche Erklärungen. Unabdingbar für die Tauglichkeit ist, dass die Befunde zu den kausalrelevanten Umweltfaktoren unabhängig vom Explanandum erhoben werden können, direkt oder indirekt.

⁵¹ Vgl. die zusammenfassende Formulierung von Gerhard Vowinckel: Biotische, psychische und soziokulturelle Konstruktionen der Wirklichkeit und wie sie zusammenhängen, in: Peter M. Hejl (Hg.): Universalien und Konstruktivismus. DELFIN 2000, Frankfurt/M. 2001, 257-278: »Eine archaische, unserer bioevolutionären Vergangenheit entstammende menschliche Antriebsstruktur wirft unter aktuellen Lebensbedingungen Anpassungsprobleme auf. Dieselbe bioevolutionäre Vergangenheit hat aber auch in Gestalt der organischen Grundlagen von Lernen und Intelligenz die Voraussetzungen für die Lösung dieser Probleme hervorgebracht. Die individuelle Entwicklung von Denkmitteln erlaubt den

Der Zugewinn für unser engeres Feld, die Wissenschaft von der Literatur, ist nach zwei Seiten hin zu verbuchen. Auf der thematisch-inhaltlichen Seite können wir Auskunft erwarten über fundamentale Konflikte, die aus divergierenden Anforderungen der unterschiedlichen Ebenen resultieren und auf außerliterarischem Feld kaum artikuliert werden können. Auf der formalen Seite können wir eine Bereicherung der kognitionswissenschaftlichen Grundierung unserer Vorgehensweisen erwarten. Nicht nur können, ganz allgemein, die noch immer etwas instabilen Ansätze der Kognitionswissenschaften hier ein stabilisierendes Fundament finden, sondern wir können hier ganz konkret auch Auskunft über Herkunft und Eigenart von Gestalterwartungen und emotionalen Reaktionen gegenüber literarischen Texten finden.

**

Will man Literaturwissenschaft als Erfahrungswissenschaft betreiben, dann ist das erste Erfordernis, dass über Literatur geredet wird. Das ist nicht selbstverständlich. Wenn man die Titel und Namen nur so schnell wie möglich an die nächste begriffliche Kostbarkeit anhängt, folgt man dem spekulativ-idealistischen Denktypus, der die Unsicherheiten der Empirie aufgibt, um die Sicherheiten inhaltsleerer Tautologien zu erringen. Nur referenzielle Rede kann Erfahrungswissenschaft hervorbringen, denn nur sie kann Irrtümer produzieren und aufdecken und damit unser Wissen verbessern. Für solche Verbesserung sorgen empirische »Überraschungen«. Sie entstehen dadurch, dass heterogene Wissensquellen zusammengeführt, zu Kontrollpeilungen benutzt und miteinander vernetzt werden. Schon die Prüfung einer überkommenen Interpretation an Hand einer Neulektüre des Textes konfrontiert zwei Wissensquellen und kann für Überraschungen sorgen. (Vorausgesetzt natürlich, die Interpretation hat überhaupt referenziellen, d. h. prüfbareren Charakter.) Von diesem Kernbereich aus lassen sich dann weitere historische und systematische Dimensionen der Literaturwissenschaft aufrollen. »Systematik« bedeutet dabei nicht konsistente Klassifikation im Sinne eines selbstgenügsamen Modell-Platonismus, sondern auch sie benötigt kontaktsensible Oberflächen zu alternativen Wissensquellen, also Irritierbarkeit. Andernfalls ist die Warnung Lichtenbergs angebracht, der meinte: »Der berühmte Baco von Verulam hat schon gesagt und wir haben es wahr be-

Menschen, ihre Antriebe in Anpassung an gegenwärtige Lebensbedingungen selbst zu organisieren. Bei der individuellen Konstruktion der Denkmittel handelt es sich allerdings weitgehend um die Rekonstruktion gesellschaftlich kursierender Denkmittel, um den individuellen Erwerb kulturellen Erbes.« (276)

funden, dass in einer [Erfahrungs-]Wissenschaft nicht viel mehr erfunden wird, sobald sie in ein System gebracht worden.«⁵² Die kulturwissenschaftliche ›Wende‹ der Literaturwissenschaft bietet die Chance zu intensivierten Kontrollpeilungen. Kulturgeschichte muss nicht als Brei ohne Binnenkonturen konzipiert oder hingenommen werden, sondern sie kann als Geflecht von Welt-Konstruktionen untersucht werden, die miteinander in Koevolution begriffen (oder Luhmannisch gesprochen: strukturell gekoppelt) sind und mittels Vernetzung der verschiedenen Empirien miteinander in Kontakt gebracht werden können: Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Technik-, Institutionen- und Ereignisgeschichte, Mentalitäts-, Medien-, Ideen-, Literaturgeschichte. Literaturwissenschaft als Erfahrungswissenschaft ist jedenfalls dann möglich, wenn sie der Komplexität ihres Gegenstandes und seiner Außenkontakte entsprechend die verschiedensten Techniken der Erfahrung zur Anwendung bringt.

⁵² Heft C, 209. Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, hg. von Wolfgang Promies, Bd. 1: Sudelbücher I, München 1968, 199.